№. 15. Schlesische 1842.



Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 7. April

Unzufriedenheit.

Ist nicht der Mensch zum glücklich sein geboren?
Und warum fehlt ihm die Zufriedenheit?
Vom Weisesten herab bis zu dem Thoren
Sucht jeder sie, mit voller Emsigkeit;
Und ist dem Ziele näher er gekommen,
Wird durch den Tod er weggenommen.

Ist das Gerechtigkeit und ist das Liebe? —
So frug ich Gott und haderte mit ihm:
Ja, besser wär's, wenn ungeboren bliebe
Der Mensch; als daß im tollen Ungestüm
Des Mißmuths, dann sein sehnend Herz erliege
Und sich nicht freue eines seiner Siege!

Da hob ein Engel mich in höhre Sphären,
Und mich umfloß der Klarheit hellstes Licht.
„Du Sohn der Thorheit, Dich will ich belehren,
„Warum der Welt Zufriedenheit gebricht.
„Da schau hinab, in jene heiligen Hallen,
„In die die Menschen um zu beten wallen!"

Ein Jüngling kniete vor des Altars Stufen
Und flehte brünstig im Gebet zum Herrn,
„Herr! hör' mein Schreien, hör' mein Rufen,
„Und sei mit deiner Hülfe mir nicht fern;
„Damit ich glücklich möge sein auf Erden,
„So laß ein kleines Amt zu Theil mir werden.

Ihm ward ein Amt, um glücklich sich zu nennen;
Doch nicht zufrieden ward sein sehnend Herz
Er lernte Aemter, lernte Würden kennen,
Mit dem Verlangen wuchs der Sehnsucht Schmerz,
Er eilte wieder zu des Altars Stufen
Und Gott erhörte sein erneutes Rufen.

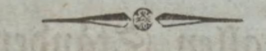
Er ward begabt mit Aemtern und mit Würden,
Doch nicht zufrieden ward sein sehnend Herz
Gedrückt von seines Amtes schweren Bürden,
Erlag sein Geist des Siechthums bittern Schmerz,
Da fleht' er wieder; und ihm ward gegeben,
In voller Kraft ein frisch erneutes Leben.

Nun hat er sich zum höchsten Amt geschwungen,
Das Staatenruder führet seine Hand;
Und was er thut, das wird als gut besungen
Er ist die Zierde seinem Vaterland.
Geliebt, geachtet sieht er sich von Allen
Und überall hört er sein Lob erschallen.

Doch immer fühlt er sich noch nicht zufrieden,
Zu nichtig ist ihm jedes Erdenglück
Sei sehnend Herz sucht jetzt des Himmelsfrieden
Er schaut nicht mehr nach irdischem zurück.
Da ward erfüllt sein sehnliches Verlangen,
Er ist zum ew'gen Frieden eingegangen.

Betrübt mußt' ich zur Erde wiederkehren,
Wo Unzufriedenheit das Herz erfüllt.
Denn nimmer kann die Erde das gewähren
Was unsers Geistes heiße Sehnsucht stillt.
Doch murr' ich nicht mehr gegen Gottes Liebe,
Dort oben stillt er meines Herzens Triebe!

St.



Der Bärenführer.

Novelle.

Tiefbetrübt saß Josepha auf ihrem Zimmer und ihre heißen Thränen fielen häufig herab auf die feine Stickerei, mit welcher sie sich beschäftigte. Sie war eine arme Waise und in dem Städtchen geboren, wo sie jetzt als Gesellschafterin und Dienerin bei einer alten, reichen Forstmeisterswittwe lebte. Ihr Vater hatte nach seinem Tode, seine Familie in der bittersten Armuth hinterlassen; denn theils unverschuldete Unglücksfälle, theils gewagte und falsche Speculationen hatten seine Oekonomiewirthschaft, kurz vor seinem Hinscheiden, so zu Grunde gerichtet, daß seine ganze Habe kaum zur Hälfte hinreichte seine Schulden zu tilgen. Ihre Mutter war, nachdem Kummer und Noth sie auf's Krankenlager geworfen, ihrem Gatten bald ins Grab gefolgt, und so stand Josepha verwaist, mit ihrem Bruder Wenzel, ohne Anverwandte, ohne Freunde, der Barmherzigkeit Gottes und den Mitleiden fremder Menschen anheim gefallen. Doch wie es leider gar oft geschieht, so fühlten die reichen Bewohner des Städtchens wenig Trieb zu frommen Werken, und überließen die gottgefällige Saat des Wohlthuns Solchen, die arm an zeitlichen Gütern, ihren ganzen Reichthum in frommer Brust verschlossen. Josepha wurde von einer unbemittelten Predigers-Wittwe aufgenommen, welche sich durch weibliche Handarbeiten ernährte, worin sie auch junge Mädchen gegen geringe Vergütung unterrichtete, und fand bei der herzensguten, strengrechtlichen Frau nicht allein die liebevollste Aufnahme, sondern auch moralische Ausbildung, und Unterricht in allen feinen, weiblichen Arbeiten. Ihren Bruder Wenzel nahm ein armer Korbmacher zu sich, der gutmüthig aber roh, freilich wenig für seine Herzens- und Geistesbildung that, und seine Wohlthat darauf beschränkte, ihn dürftig zu nähren und zu kleiden und ihm sein Handwerk beizubringen, wozu aber Wenzel wenig Lust bezeigte, weshalb sein Pflegvater, der wenig Freude an ihm hatte, ihn nach fünf Jahren lossprach und in die Fremde schickte. Wenzel aber kehrte bald wieder im jämmerlichsten Zustande zurück; denn anstatt Arbeit zu suchen, hatte er sich mit liederlichen Kameraden in Herbergen herumgetrieben, und als Bettler, mit zerrissenen Kleidern, die kaum seine Blöße deckten, betrat er seine Vaterstadt wieder. Bei seinem Lehrherrn, der bereits genug an ihm gethan zu haben glaubte, und ihn für einen unheilbaren Taugenichts erklärte, fand er keine Aufnahme mehr, und so trieb er sich lange Zeit, ohne Trieb zu seinem Geschäfte, ohne rechtlichen Erwerb, mit dem verworfensten Gesindel umher. Selten nur trat er seit dieser Zeit seiner Schwester unter die Augen, und nur die Aeußerste Noth konnte ihn bewegen, sie um eine Unterstützung zu bitten, denn theils Stolz, theils Schaam

scheuchten ihn von ihr zurück. Josepha war indessen auch schon längst ihrer Wohlthäterin durch den Tod beraubt worden, doch war sie damals bereits sechszehn Jahr alt, und hatte sich Kenntnisse erworben, welche ihr Aufnahme, wenn auch nur als Dienerin, in gebildeten Familienzirkeln versprachen. Ihre erste Anstellung der Art, erhielt sie bei einer Baronin, nur wenige Stunden von ihrem Geburtsstädtchen entfernt, welche mit ihrem Gatten und ihrem einzigen Kinde ihren Landsitz Bottfeld bewohnte; doch ein schweres Unglück, welches nicht ganz ohne ihre Schuld, ihre Herrschaft traf, vertrieb sie bald von dort wieder, und ihr Schicksal führte sie nach dem Städtchen zurück, in welchem sie, wie schon erwähnt wurde, bei einer verwittweten Forstmeisterin ein Unterkommen fand. Ihre Stellung hier war jedoch nicht erfreulich; denn sie hatte es mit einer launischen, bösartigen und geizigen Frau zu thun, die weder ihren rastlosen Fleiß, noch ihr sanftes, sittsames Benehmen anerkannte, sondern ein Vergnügen darin zu finden schien, gerade dann, wenn die arme Waise Lob zu ärndten hoffte, ihr die bittersten Kränkungen zuzufügen. Dies hatte sie auch heute wieder erfahren müssen, und als sie nun im Innersten empört, es wagte, mit bescheidenen Worten, ihrer Herrin das ihr angethane Unrecht klar zu zeigen, gerieth diese in den heftigsten Zorn, überhäufte sie mit den empfindlichsten Beleidigungen und kündigte ihr endlich an: daß sie am nächsten Morgen ihr Haus verlassen müsse. Dies war die Ursache ihrer heißen Thränen, die sie, auf ihrem einsamen Zimmer sitzend, vergoß. Düstre Bilder einer hoffnungslosen Zukunft zogen an ihr vorüber, während sie ihre Stickerei, einen mit seltner Kunstfertigkeit gearbeiteten Gewehrriemen vollendete, und als nun der letzte Stich geschehen und die Arbeit, die ihr seit Monden manche Stunde Schlafs geraubt, da sie sich ihr nur heimlich widmen durfte, so herrlich und fehlerfrei vollbracht sah'; da betrachtete sie ihr Kunstwerk mit wehmüthigem Lächeln, doch bald wendete sie sich wieder davon ab, damit es nicht von den auf's Neue fließenden Thränen benetzt werden möchte. Trostlos warf sie sich hierauf in einen Sessel, ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllend, und bemerkte es kaum, daß die Thür sich öffnete, und ein junger Mann, im einfachen Jagdkleide, hastig zu ihr herein trat. Erst als Jener ihren Namen leise rief, fuhr sie empor, und ein freudiges, doch auch zugleich schmerzliches Gefühl bemächtigte sich ihrer bei seinem Anblicke. Lächelnd, unter Thränen, reichte sie ihm die Hand dar, die er zärtlich küßte, dann, an seine Brust gedrückt, sie festhielt in der Seinigen, und mit dem Tone der innigsten Besorgniß fragte: „Josepha, was ist Dir begegnet?" Sie aber fand keine Worte; sie entzog ihm ihre Hand und wendete sich schluchzend von ihm.

„Um Gotteswillen gieb mir Antwort!" fuhr der junge Mann dringender fort, sie sanft umfassend. „Ich ahne bereits was geschehen: Du hast neue Kränkungen dulden müssen; denn ich fand meine Tante im heftigsten Zorne."

„Du hast's errathen!" erwiederte endlich Josepha, die gewaltsam Fassung zu erringen strebte; — „ich habe heute, in einer einzigen Stunde mehr erduldet, als während meines dreijährigen Hierseins. Kränkungen die nur mich betrafen, habe ich in Demuth hingenommen, wie's der Dienerin geziemt; doch als sie heute, indem ich die Gardinen ordnete, und dann die Spitzenkragen plättete, meine edle Wohlthäterin, meine unvergeßliche Lehrerin ungeschickt und bäuerisch schalt, da wagte ich es bescheiden zu bemerken, daß sie gerade in

den ersten Häusern der Stadt und Umgegend, wegen ihrer seltenen Geschicklichkeit stets Zutritt gefunden, und erregte dadurch ihren Zorn auf's Aeußerste. Denn nun ergoß sie sich in den bittersten Schmähungen auf meine guten Eltern und schändete boshaft die Armen noch im Grabe; nannte meinen Vater einen vorsätzlichen Betrüger, weil die Masse seiner verkauften Güter nicht hinlänglich gewesen, eine kleine Summe die er ihr geschuldet, ganz zu tilgen; meine Mutter schalt sie ein gewissenloses, leichtsinniges Weib, die ihres Mannes Ruin befördert und ihre Kinder schlecht erzogen habe. Da schnürte mi'rs die Brust zusammen, mein Blut stockte, Schwindel ergriff mich und mir kamen so gräßliche Gedanken, als müßte ich einen Mord begehen. Ob ich auf die schändlichen, ungerechten Schmähungen etwas erwiedert, weiß ich nicht, ich taumelte aus dem Zimmer, hörte nur noch, wie sie mit kreischender Stimme mir nachrief, ich möchte morgen ihr Haus verlassen, und sammelte hier erst meine Sinne wieder."

Schweigend ging der junge Mann lange im Zimmer auf und nieder, seine innere Empörung niederkämpfend. Doch als er nun mit der innigsten Theilnahme sie getröstet, und auf die Frage, was sie nun zu thun gedenke? keine Antwort erhalten, fuhr er fort: „Du weißt, daß ich meiner Tante großen Dank schuldig bin; denn ich bin eine Waise wie Du. Sie nahm mich, als einziges Kind ihrer Schwester, zu sich, ließ mich erziehen, und obgleich mir in ihrem Hause die Jugend trüb' und freudenleer dahin schwand, danke ich ihr doch Alles, was ich bin und habe. Auf der Forstakademie erst lernte ich die Freiheit kennen, und als ich vor fünf Jahren, als Unterförster in Bottenfeld angestellt wurde, wo ich später Dich sah und liebte, da glaubte ich, das Reich meines irdischen Glückes erreicht zu haben, wenn ich Dich als mein Weib heimführen dürfte, mein bescheidenes Loos mit mir theilend. Doch als nach jenem Unfalle Du das Bottenfelder Schloß meiden mußtest, und meine Tante auf meine dringenden Bitten, Dir in ihrem Hause ein Unterkommen gewährte; da bemerkte ich bald, daß sie unsre gegenseitige Zuneigung errathen und Dich nur deshalb bei sich aufgenommen hatte, um uns bequemer bewachen und unsre Liebe trennen zu können. Vor wenigen Augenblicken, als ich sie noch vor Zorn bebend fand, erklärte sie mir mit den heiligsten Betheurungen, daß sie lebend nie in unsre Verbindung willigen würde, daß selbst nach ihrem Tode mir jede Aussicht dazu benommen werden solle, indem sie morgen ein Testament entwerfen und mich enterben wolle, wenn ich jemals gegen ihren Willen handelte. Die letzte Drohung hätte mich am wenigsten gebeugt; denn ich bedarf ihrer Schätze nicht, und mein Dienst würde hinreichen, eine kleine Familie zu erhalten; aber klar ist mir's geworden, daß, so lange sie lebt, ich meinen schönsten Hoffnungen entsagen muß, will ich nicht den Fluch der Undankbarkeit bis zum Grabe tragen. Ich will täglich zu Gott beten, daß er meine Wohlthäterin am Leben erhalte, aber gefällt es ihm sie abzurufen, dann will ich mit Freuden ihrem todten Mammon entsagen, ich tausche ja dafür mein höchstes Lebensglück mir ein, Dich mein geliebtes Sephchen, mit Deinen Herzen voller Lieb' und Treue."

(Fortsetzung folgt.)

Wer ist kein braver Mann?

Der Mann, der mit dem Ehrenwort,
Spielt wie mit einem Ball,
Der kriechend suchet nur den Ort,
Wo tönt der Schmeichler Schall.

Ja das, was er als Mann versprach,
Nach fünf Minuten gänzlich brach.

Die Königseiche.

(Beschluß.)

Der Krieg wüthete noch fort, und von allen Seiten wurden Schlachten geschlagen, aber die Tagesneuigkeiten, so häufig und verschieden sie auch waren, brachten doch keine Nachricht von Wilhelm. Friedrichs Lage war nun am bedrängtesten, denn sogar sein Leben wurde durch den Verrath des Freiherrn Warkotsch gefährdet, wenn es nicht durch die Treue des Predigers Gerlach und des Jägers Kappel noch bei Zeiten wäre gerettet worden. Doch das alte Sprichwort: wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten, bewährte sich auch hier an Friedrich. Seine ärgste Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth, starb und Peter III., Friedrichs Freund und Verehrer, bestieg als Czar den Thron und schloß sogleich mit Preußen Frieden. Auch Schweden trat, gezwungen von Rußland, vom Kampfsplatze ab. Nun konnte Friedrich seine ganze Macht gegen Oesterreich und Frankreich wenden; ein österreichisches Corps wurde von ihm bei Burkersdorf geschlagen und Schweidnitz wieder eingenommen. Wilhelm, welcher bereits Major geworden war, wurde mit einem Streifkorps zur Reinigung der Umgegend von etwa noch zurückgebliebenen plündernden Feinden, commandirt. Und wirklich traf er schon fern von Schweidnitz auf einen Schwarm; es kam zu einem Scharmützel, in welchem er zwar Sieger war, aber auch nebst vielen Kameraden selbst durch zwei Schüsse und einen Hieb fast zu gleicher Zeit tödtlich verwundet wurde und ohne irgend eine Regung des Lebens dalag. Es wurde nun Sorge getragen, daß die Verwundeten, so viel es anging, verbunden und dann in ein Lazareth gebracht würden.

Deshalb holte man im nächsten Dorfe Wagen und fuhr sie bis in den herrschaftlichen Hof, desselben in die Scheunen zum Verbande. Die vornehmern Offiziere wurden in die Amtswohnung gebracht und so mußte es der Himmel fügen, daß Wilhelm abermals, zwar diesmal bewußtlos, in die Nähe seiner Geliebten kam. Man hätte ihn vielleicht erkannt, wenn er nicht ganz mit Blut bedeckt gewesen und durch den Hieb im Gesicht entstellt gewesen wäre. Uebrigens kam man auch gar nicht auf den Gedanken, in einem so hohen Offizier Wilhelm wiederzufinden und Minchen, welche ihn vielleicht zuerst erkannt hätte, verbot es der Anstand, so wie Mitleid, die Stube verwundeter Krieger zu betreten. Sonderbar aber war es, daß sie, wie von einer dunklen Macht fast hingezogen wurde und tausendmal durchzuckte sie bei diesem Vorfall der Gedanke an Wilhelm, daß auch er vielleicht verwundet oder gar schon todt sein könnte. Von Seiten der Damen wurde nun das zu den Verbänden nöthige Zubehör eiligst besorgt, die Verwundeten verbunden, wieder aufgeladen und nach Schweidnitz gebracht, wo sie dann in die Lazarethe vertheilt wurden.

Als Wilhelm wieder zur Besinnung kam und von seinen Kameraden hörte, wo sie verbunden worden wären und wie die Gesunden sich noch mit Entzücken daran erinnerten, daß ein so wunderschönes Mädchen Schweißtücher und alles Andere zu Verbänden hingegeben habe, und wie er beim nächsten Umbinden wirklich davon eins um seinen Kopf fand, welches mit ihrem Namenszuge durchnäht war: da wünschte er baldigen Tod oder Genesung und Frieden, um hineilen zur Heißgeliebten, sie in seine Arme schließen und sie ewig sein

nennen zu können. Um Letzteres bat er inbrünstig auf seinem Krankenlager seinen Schöpfer, er möge ihm ferner auch Erhalter werden und ihn noch glücklich machen. Er genas in der That auch schneller, als die Aerzte glaubten, und als man hörte, auf Hubertsburg sei Frieden geschlossen, so fühlte er sich vollends stark, sein Lager verlassen und nach kurzer Zeit wieder in den Dienst eintreten zu können. Gern hätte er zuvor Urlaub genommen und seine Geliebte besucht oder sie gar als harrende Braut heimgeholt, da er ihr so nahe war, allein eilends mußte er in eine entfernte Garnison, wo er als Obrist ein Regiment bekam, welches aber durch den Krieg so gelitten hatte, daß man es fast spottweise hätte ein Regiment nennen können, wenn nicht die vielen Blessirten, die zersplitterte Standarte, noch mehr aber die ruhmvollen Thaten desselben eine bessere Belehrung gegeben hätten. Es verging daher lange Zeit, ehe es wieder vollzählig gemacht und in etatsmäßigen Zustand gesetzt werden konnte. Zwar hätte er nun vorläufig schreiben können, allein dies unterließ er absichtlich, theils, weil er sich vertrauungsvoll einer höhern Leitung überließ, theils aber auch, weil er durch die Ueberraschung die Freude erhöhen wollte, denn er hatte durch Erkundigung Gewißheit erhalten, daß Minchen ihm noch treu harre, sonst wäre sie längst nicht mehr im elterlichen Hause gewesen.

Dort war freilich seit der Zeit seines Wegganges Verschiedenes vorgefallen. Der alte Förster war gestorben und ein neuer, unverheiratheter an dessen Stelle gekommen, welcher sich den größten Fleiß um Minchens Hand gab, und gern hätten es auch deren Eltern zugegeben, da er ein biederer junger Mann und die Hoffnung auf Wilhelm doch wohl eitel war. Allein ein abermaliges Pfand der Treue Wilhelms mußte sich durch Zufall in die Hände Minchens spielen. Als sie eines Tages im Hofegarten spatzieren und ungefähr bei der zum Trocknen aufgehangenen Gesindewäsche vorbeigeht, sieht sie ein feingesticktes Tuch hängen. Sie besieht es näher und o welcher Schlag der Freude und des Schmerzes zugleich! es ist das Tuch, welches sie Wilhelm einst geschenkt hatte. Sie erkundigt sich näher darum und erfährt, daß es die Schleußerin bei Ausräumung der Stube, als die Soldaten darin gelegen hatten, voller Blut gefunden habe. Es war also wirklich Wilhelm dabei und es konnte kein anderer gewesen sein, als der hohe Offizier. Dieser Schluß stand fest und ihre Eltern und Alle, denen dies bekannt wurde, mußten ihr darin Recht geben. Also der schwer Verwundete war es gewesen und sicher mußte dieser ein Raub des Todes geworden sein. Man hielt dies für zu gewiß, als daß man erst weiter nach ihm geforscht hätte. Minchen, welche sich ohnehin dem Gram schon sehr hingegeben hatte, verfiel darüber in eine Krankheit, welche binnen wenigen Tagen nervös wurde und mit vieler Gewißheit die aufgeblühte Blume in ihrer schönsten Pracht zu knicken drohte. Die erbarmenswürdigsten Phantasien verließen sie tagelang nicht und nur selten hatte sie einige Minuten ihren klaren Verstand, und dann war ihre Schwäche so groß, daß man wenig oder gar nichts von ihr herausbringen konnte. Doch endlich erholte sie sich wieder so weit, wenn auch langsam, daß sie das Bett zuweilen verlassen konnte.

Zu der Zeit war es, als sie an einem schönen Oktobertage des Jahres 1763 am Fenster stand und auf einmal ein hoher Offizier mit einem Bedienten in den Hof sprengte, wie bekannt vor das Amthaus hinritt und

absaß. Kaum traute sie ihren Augen, denn es war — Wilhelm. Zwar war er durch die Schmarre im Gesicht, durch seinen großen Bart und wohl auch durch die 7 Jahre etwas unkenntlich geworden, aber sein Blick hinauf zum Fenster der Geliebten verrieth ihn zu deutlich. Er stürzte die Treppe hinauf und — lag in Minchens Armen. Vater und Mutter kamen herbeigeeilt und segneten den schönen Bund zweier treu liebenden Herzen mit thränenden Augen.

Der Obrist hatte 2 Monate Urlaub genommen, war zum Lohne für seine Tapferkeit in den Adelstand erhoben und mit einem schönen Landgute vom Könige beschenkt worden. Er kam um seine Braut dahin abzuholen. Und wenn dies auch wegen der nur allmähligen Genesung Minchens nicht bald geschehen konnte, so wurde doch noch denselben Herbst in dem grundherrschaftlich gräflichen Schlosse eine glänzende Hochzeit gefeiert, bei welcher der Graf den alten Werner mit voller lebenslänglicher Pension in den Ruhestand versetzte, und so des jungen Ehepaares Gönner und Freund zugleich wurde. — Seit der Zeit nun hieß die oben in Erwähnung gebrachte Eiche die Königseiche, ohne daß heutigen Tages Jemand wußte, warum? bis vor einiger Zeit auch die Axt an sie gelegt und weil sie sehr groß war, viel darüber gesprochen wurde. Bei dieser Gelegenheit nun kam auch der Ursprung ihres Namens zur Sprache und deshalb ist sie von dem jetzigen Grundherrn durch eine junge, dahin gepflanzte wieder ersetzt worden, welche mit einer Tafel versehen ist, worauf jene Begebenheit mit Friedrich dem Großen mit wenigen Worten verzeichnet ist. Und obgleich diese nicht so ehrwürdig als die alte, umgehauene ist, so wird sie doch noch vielen Geschlechtern ein Erinnerungszeichen an jene merkwürdige Begebenheit seyn.

Miscellen.

In dem kleinen Residenzstädtchen N. feierte man den Geburtstag des Landesfürsten. Abends wurde im Theater das Volkslied gesungen, und nach der letzten Strophe erhob sich die übliche Acclamation: „Gott erhalte unsern Fürsten!“ Derselbe saß in der Hofloge und war nicht wenig gerührt von der kindlichen Liebe seiner Unterthanen. Das Schauspiel sollte beginnen, doch unaufhörlich und unermüdlich schrie eine Stimme von der obersten Gallerie: „Gott erhalte unsern Fürsten!“ — Der regierende Herr sandte seinen Kämmerling nach oben, mit dem Bedeuten, er ließe sich seinem unbekannten Freunde empfehlen und schön bedanken, es wäre schon genug seines Rufens. — Der Kämmerer ging das Schauspiel begann. Der Schreier auf der Gallerie aber störte durch sein Geschrei abermals Publikum und Schauspieler. Endlich trat ihm der Huissier an, übergab ihm eine Düte mit 50 Fl. C. M. und dankte ihm im Namen des Landesfürsten. Bei dieser Gelegenheit besah sich der Kavalier unsern Mann und fragte ihn, wer er sei und warum er so unbändig „Gott erhalte unsern Fürsten“ gerufen. — „Ja, sehen's“ erwiederte der Alte, „i bin an armes Thier, und weil wir bisher unsern Fürsten hab'n erhalten müssen, so freut's mi, daß a Paar geschrien haben, Gott erhalte unsern Fürsten — und da hab' ich halt mitgeschrien, was Leder hält. — Ja, ja Gott erhalte unsern Fürsten!

Ein Spaßvogel, der von London zurück kam, sagte: das ist eine närrische Stadt, es ist nichts wahrhaft Englisches darin, als die Minister; man findet keine reifen Früchte, als gebratene Aepfel, keine lustigen Leute, als Betrunkene, kein Wildpret, als Beefsteaks, und die Sonne Londons ist minder heiß, als der Mond zu Neapel.

Höflichkeit eines Berliner Aepfelhöker-weibes.

Piesich (zu einem vorübergehenden jungen Herrn.) Immer ran, mein schönster Heirre, schöne Porsdorfer.

Junger Herr (die Aepfel besehend.) Was kosten de Viertelmetze?

Piesich. De Viertelmetze? Sechsdreier!

Junger Herr (indem er langsam fortgeht.) I warum nich jar en Dhaler un zehn Silberjroschen!

Piesich (bitterböse.) Ach herrjees: nu wird der ooch bei die Zeiten noch witzig! So 'n knickstieblijer Windhund mit 'n jewölbten Leibrock un de Haare a la Schafskopp! So 'n Viertelmetzen Jüngling mit zwe Kupperdreier in de Tasche will sich ooch noch dicke dhun: Ne, juter Junge, da bist bei de Unrechte jekommen! Vor so'n Kerrel, wie er is, da wachsen die Aepfel nich, der find't seine uf de Straße! Bei die Kälte, so 'n Jespenst ohne Fleesch! So'n Lappendräger mit drei Knochens und vier Splinter will 'ne reptirliche Frau kujenieren! So 'ne Zugabe ufn Dutzend Menschen? Er is woll ooch erst nach de ufjeschlagene Akziese uf de Welt jekommen? Der janze Kerrel sieht wie 'n Seufzer über die unjlückliche Zeit aus! I Jott ne doch, ne doch! Nehm' Er sich doch blos in'n Acht, deß de Schwalben in't Frühjahr nicht in seinen hohlen Kopp bauen? Vermieth Er sich lieber als Telegraphen-Jestelle; wenn man ihm die Arme auseinander schlägt, denn heeßt et in Köln: in Berlin is 'ne Hungersnoth!

Mehrere Knaben (schreiend.) Hurrah! Hurrje, hier jiebt et Scandal! die Hökern schimpft hier! Hurraaah!

Piesich (in höchster Erbitterung aufspringend.) Hökern? Maulaffen infame, ick wer' Euch behökern! Ne ich sage, man möchte sich de Schwindsucht an'n Halse ärjern! So 'ne — Löffels infamen, von die man alle zusammen siebenunsiebzig Mal Mutter sin könnte!

Gensd'arme. Sein Sie stille.

Piesich (sich setzend.) I Jott ja, mit Verjnüjen, 't giebt Eenen ja so Keener was vor seine Unterhaltung.

Auflösung des Räthsels im vorigen Blatte: Gerathen.

Homonym.

(Zweisilbig.)

Ein Donnerwort leicht ich für Geizige werde,
Betont man die erste der Silben von mir,
Doch dehnt man die letzte, schwebts leicht von der Erde,
Auf geistigen Flügeln zum Himmelsrevier.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.

Verleger und Redakteur C. J. Schlögel.